

(Nachdruck verboten.)

35]

Einer Mutter Sohn.

Roman von Clara Viebig.

Kein Auf, kein Fußtritt, kein Räderrollen, kein Singen, kein Lachen, nicht einmal ein Hundegeläuf stieg auf aus der schlafenden Grunewaldkolonie. Nur wie ein leises Seufzen ging's um die weiße Villa mit dem roten Dach und den grünen Läden.

Die Mutter, die auf ihren Sohn wartete, horchte auf: war da jemand? Mein, es war das Nachtlüftchen, das dort die Nester der alten verkorrten Kiefer zu bewegen suchte.

Käte Schlieben stand jetzt am Fenster — vorhin hatte sie es ungeduldig aufgerissen — nun beugte sie sich hinaus. Soweit ihr Auge reichte, war niemand zu sehen — gar niemand. Er kam noch immer nicht.

Zwei schlug die Uhr. Mit einem fast verzweifeltten Blick sah sich die Frau nach dem Kamin um: o diese quälende, diese unerträgliche Uhr! Es konnte nicht sein, sie mußte falsch gehen, es konnte nicht sein, daß es schon so spät war!

Käte hatte schon so manchen Abend aufgefressen und auf Wolfgang gewartet, aber so lange wie heute war er noch nie ausgeblieben. Paul hatte nichts dagegen, wenn der Junge seine eigenen Wege ging. „Liebes Kind,“ hatte er ja gesprochen, „das kannst Du nicht ändern. Lege Dich hin und schlaf, das ist viel vernünftiger. Der Junge hat den Schlüssel, er wird schon wohlbehalten ins Haus kommen. Einen jungen Menschen in seinem Alter kannst Du nicht mehr gängeln. Laß ihn — Du verleibst ihm ja sonst unser Haus — laß ihn doch ruhig gehen!“

Was Paul sich dachte! Freilich, er hatte ganz recht, gängeln durfte sie ihn nicht mehr! Das konnte sie auch gar nicht mehr — hatte sie nie gekonnt. Aber wie konnte sie sich ruhig zu Bett legen?! Schlafen würde sie ja doch nicht. Wo blieb er?! —

Käte war grau geworden. In drei Jahren, die verstrichen waren seit des Sohnes Einsegnung, hatte sie sich äußerlich sehr verändert. Während Wolfgang in die Höhe wuchs, stark und sich breitete wie ein junger Baum, hatte ihre Gestalt sich geneigt wie eine Blume, die regenbeschwert ist oder welken will. Ihre feinen Züge waren dieselben geblieben, aber die Haut, die so lange eine fast mädchenhaft-zarte Glätte bewahrt hatte, war schlaffer geworden; ihre Augen sahen aus, als hätten sie viel geweint. Die Bekannten fanden Frau Schlieben recht gealtert.

Wenn sich Käte jetzt in dem Spiegel sah, hatte sie nicht mehr das freudige Erröten über die eigene wohlkonservierte Erscheinung; sie sah sich nicht gern mehr an. Es hatte ihr irgend etwas innerlich und äußerlich einen Ruck gegeben. Was das gewesen war, ahnte niemand. Schlieben freilich wußte es, aber er sprach mit seiner Frau nicht darüber: warum sie von neuem aufregen, alte Wunden wieder aufreißen?! —

Er hütete sich wohl, noch einmal wieder auf jenen Konfirmationstag zurückkommen. Es war auch bequemer so. Den Jungen hatte er sich freilich damals noch ordentlich vorgenommen, ihm in strengen Worten sein undankbares Verhalten klar gemacht und ein rücksichtsvolleres und besonders gegen die Mutter liebevolleres Benehmen von ihm verlangt. Und der junge Mensch, den sein Betragen wohl längst reuen mochte, hatte dagestanden, wie ein armer Sünder, nichts hatte er gesagt, den gesenkten Blick nicht gehoben. Und als der Vater ihn zuletzt zur Mutter geführt hatte, hatte er sich führen lassen und sich von der Mutter, die ihn mit beiden Armen umschlang, umschlingen lassen. Sie hatte über ihm geweint und ihn dann geküßt.

Und dann war nie, nie mehr darüber geredet worden. — Das weiße Haus mit seinem heiteren Grün und Rot, an dem und in dem immer wieder neue Verschönerungen und Verbesserungen vorgenommen wurden, fiel allen, die vorübergingen, als besonders anheimelnd auf. Die Sonntagsausflügler blieben am schmiedeeisernen Gitter stehen und bewunderten die Blumenfülle; im Sommer die hängenden Geranien der Balkons und die Pracht der edlen Rosenstöcke,

im Winter die Azaleen und Kamelien hinterm dicken Glas des Wintergartens und die farbigen Primelreihen zwischen den Doppelfeulern und die frühen Hyazinthen und Tulpen. Die Dame in dem weichen Tuchkleid mit dem welligen grauen Scheitel und dem sanften Gesicht, auf dem es wie ein leichtwehmütiges Lächeln lag, paßte gut zu dem Haus und zu den Blumen, zu dem ganzen Frieden. „Entzückend“, sagten die Leute.

Wenn Wolfgang früher, als Junge, so etwas gehört hatte, hatte er den Bewunderern eine Frage abgemittelt: was gingen die Haus und Garten an, da war doch nichts daran zu bewundern?! Nun schmeichelte es ihm, wenn sie stehen blieben, wenn sie's gar beneidenswert fanden. O ja, es war recht nett hier! Er fühlte sich.

Schlieben und Käte hatten nie einen besonderen Wert auf Geld gelegt, sie hatten ja immer genug gehabt, das gute Auskommen war ihnen einfach selbstverständlich; sie ahnten es gar nicht, daß der Sohn Wert auf den Reichtum legte. Wenn Wolfgang jetzt daran dachte, daß er einst in knabenhaftem Ungeheim das alles nicht geachtet hatte, fortgelaufen war in die Irre, ohne Geld, ohne Brot, mußte er lächeln: wie kindisch! Und wenn er bedachte, daß er einmal, als er doch schon älter geworden war und überlegen konnte, mit Ungeheim etwas verlangt hatte, das gleichbedeutend gewesen wäre mit Aufgabe all dessen, was sein Leben so bequem gestaltete, dann schüttelte er jetzt den Kopf: zu einfältig!

Es gewährte ihm eine gewisse Genugtuung, sich mit anderen zu vergleichen. Kesselborn schwitzte noch in Prima — der sollte durchaus studieren, Theologie, womöglich wegen seines Adels Hofprediger werden — Lehmann mußte seinem Vater bei der Expedition helfen, trotz des Einjährigen, mit dem er abgegangen war, Möbelwagen karren! Und Kullrich — ach, Kullrich erst, der hatte die Schwindfucht! Wie seine Mutter. Trauriges Erbe das!

Ein halb geringschätziges, halb mitleidiges Lächeln zog Wolfgang's Mundwinkel herab, wenn er der Schulkameraden gedachte. Sieß das Leben?! Ah, und leben, leben war so wunder schön!

Wolfgang hatte das Bewußtsein seiner Kraft: er konnte Bäume entwurzeln, Mauern, die sich ihm entgegenstellten, umpflügen, als seien es Kartenblätter.

Es war nicht länger mehr mit ihm auf der Schule gegangen, seine Glieder und seine Neigungen hatten nicht mehr in die Schulbank hineingepaßt. Er bekam ja auch schon einen Schnurrbart! Wie ein schwarzer Schatten war der schon lange auf der Oberlippe zu ahnen gewesen; nun war er da, er war da! So ein fertiger Mensch konnte doch nicht mehr in Sekunda sitzen? Wozu auch, er sollte ja auch kein Gelehrter werden?! Mit der Reise für Prima war Wolfgang abgegangen.

Schlieben hatte die Absicht, ihn gleich nach Absolvierung der Schule ins Ausland zu schicken, noch für ein Jahr aufzugeben; erst wollte er ihn doch noch etwas unter Augen behalten. Nicht, daß er ihn etwa so ängstlich wie Käte zu hüten bestrebt war, aber der alte Sanitätsrat, der gute Freund, auf den er so viel gab, hatte ihn in einer vertraulichen Stunde, in der sie ganz allein, von niemandem gehört, beim Glase Wein saßen, gemahnt: „Hören Sie, Schlieben, nehmen Sie den Jungen doch lieber in acht! Ich würde ihn noch nicht so weit weggeben — er ist so jung. Und er ist ein Unband und — wissen Sie, bei dem, was er als Kind durchgemacht hat — hm, man kann doch nicht sagen, ob das Herz so mit standhält!“

„Warum nicht?“ hatte Schlieben da betroffen gefragt, „Sie halten ihn also für krank?!“

„Nein, durchaus nicht!“ Der Arzt war ordentlich ärgerlich geworden: gleich diese Uebertreibung! „Wer sagt denn was von „krank“?! Aber drauf losgehen darf der Bursche doch nicht so. Na, und Zügend hat doch keine Tugend! Das wissen wir doch auch noch von unserer Zeit her!“

Und beide Männer hatten sich zugenickt, waren heiter geworden und hatten gelacht.

Wolfgang bekam ein Reithferd, ritt erst in der Bahn und dann täglich seine paar Stunden draußen. Der Vater hielt darauf, daß er nicht zu viel im Kontor saß: was ihm

dem kaufmännischen Beruf not tat, würde er schon lernen, rechnen konnte er ja!

Die beiden Sozian, alte Junggefallen, waren entzückt von dem frischen Jungen, der mit der Reitgerte ins Bureau kam und auf dem Kontorbuch hockte, als sähe er auf einem Gaul.

Schlieben hörte keine Klagen über den Sohn; das ganze Personal, Leute, die zehn, zwanzig Jahre in der Firma waren, alle gut eingedöckelt, tadellos funktionierende Maschinen, schnurrten um den jungen Menschen herum: das war doch der künftige Chef! Es ging alles glatt.

Beide Eheleute bekamen Komplimente über den Sohn zu hören: „Ein famoser Mensch! Welche Frische!“ „Er soll ja erst werden,“ sagte Schlieben dann wohl, aber man merkte ihm doch eine gewisse innere Befriedigung an. Er hatte nicht diese peinliche Seelenunruhe wie seine Frau. Räte zog nur die Augenbrauen ein wenig höher und lächelte ein leicht zustimmendes, etwas wehmütiges Lächeln.

Sie konnte sich nicht mehr über den großen Menschen freuen, wie sie sich einst über das kleine Jungchen auf ihrem Schoß gefreut hatte. Ihr war, als sei ihr überhaupt die Fähigkeit zur Freude abhanden gekommen, langsam zwar, ganz allmählich, aber doch stetig, bis der letzte Rest dieser Fähigkeit auf einmal herausgerissen ward, mit der Wurzel, an einem Tag, in einer Stunde, in jenem unglückseligen Augenblick — „ich will gehen, ich will an meine Mutter denken, wo ist sie?“ — seitdem! Sie wünschte ihm noch alles Beste auf Erden, aber sie war gleichgültiger geworden; müde. Er hatte sie zu schwer aufs Herz getreten, schwerer, als einst seine kleinen urkräftigen Füße auf ihren Schoß gestampft hatten. —

Mit einem tiefen Seufzer lehnte sich die einsam Wartende weiter zum Fenster hinaus. War das nicht unerhört, unverzeihlich von ihm, so spät nach Hause zu kommen? Wußte er denn nicht, daß sie auf ihn wartete?

In der Anwandlung eines Zornes, der ihr sonst selten kam, ballte sich ihre Hand, die sich auf den Fenstersims stützte, zur Faust. Sie war eine Rärrin, auf ihn zu warten! War er nicht alt genug — achtzehn Jahre — brauchte er noch erwartet zu werden wie ein Knabe, der zum erstenmal allein von einer Kindergesellschaft heimkommt? Er hatte sich mit anderen jungen Leuten in Berlin verdradelt — weiß Gott, in welchem Nachtcafé sie jetzt herumbummelten!

Sie stieß mit dem Fuß auf. Ihr heißer Atem stieg wie ein Rauch in die kalte klare Frühlingnacht, es fröstelte sie vor Uebervacht und Unbehagen. Und Stunden fielen ihr ein, alle Stunden, die sie schon um ihn verbracht hatte, und eine große Bitterkeit quoll in ihr auf. Selbst ihre Zunge kostete Bitternis — das war Galle. Nein, sie fühlte jetzt nicht mehr die Liebe früherer Jahre! Damals, ja damals war — selbst wenn sie um ihn litt — noch Sonne dabei gewesen; jetzt fühlte sie nur dumpfen Groll. Warum hatte er sich in ihr Leben gedrängt? O, wie war das früher so glatt, so sorgenlos, so — ja, so viel glücklicher gewesen? Wie hatte er sie zerbrochen — würde sie sich je wieder aufrichten können?

Nein! Ein hartes kurzes Nein. Und dann dachte sie an ihren Mann. Auch den hatte er ihr geraubt. Waren sie zwei nicht früher eins gewesen, ganz eins? Nun hatte sich dieser Dritte dazwischen gedrängt, sie beide immer weiter und weiter voneinander geschoben — bis daß er hier ging, und da sie!

Ein jäher Schmerz stieg in der Grübelnden auf, ein erbarmungsvolles Mitleid mit sich selber trieb ihr die Tränen in die Augen; heiß tropften sie nieder auf die Hände, die sich auf dem kalten Steinsims ballten. Wenn er, wenn er doch nie in ihr Leben —

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Zehn Jahre Funkentelegraphie.

Die drahtlose oder Funkentelegraphie, deren Handhabung und Geseze am 28. Juni d. J. auf einer vom Deutschen Reiche einberufenen internationalen Konferenz geregelt werden sollen, hat einen raschen Weg gemacht. Auch die Jüngerer unter uns sind noch Neugeborene, wie auf Heinrich Herz' fundamentale Entdeckung der elektrischen Aetherwellen vor etwa 15 Jahren, zuerst Branly und Lodge praktische Wege einschlugen, um die neuen, fast noch unerhörten Naturgesetze zu verwerten, und wie dann Marconi, dem gewandten Italiener, im Jahre 1896 der große Wurf gelang. Was hat eigentlich Marconi neues zur Funkentelegraphie hin-

zugehan? Den Fritter oder Kohärer, der die elektrischen Wellen anzeigt, hat Branly erfunden; die Kunst, ihn nach jedesmaliger Ladung wieder empfindlich zu machen, stammt von Lodge, die Fang- und Sendedrähte oder Antennen hat Edison schon vier Jahre vor Marconi benutzt, die Geseze der elektrischen Strahlung Nighi erforscht, und dennoch war Marconi für die Existenz des Funkenspruchs so nötig, wie Edison für die des elektrischen Lichts. Er ist wie jener der ausgeprägte Typ des technisch-industriellen Faisers. Er hat fast nur mit Bekanntem, Vorhandenem gewirtschaftet, aber er hat nichts von dem, was er fand und nutzte, ganz unverändert, unverbessert gelassen. Alle Elemente waren da, aber er hat sie belebt, verbunden, ein Ganzes und Nützliches daraus gemacht. Das geht nicht leicht ohne Fanfaren und Kellame, und daran haben es Marconi und seine Gesellschaft nicht fehlen lassen, besonders als nach dem feinigten wieder andere „Systeme“ der drahtlosen Telegraphie auftauchten und das erstrebte Weltmonopol der Marconigesellschaft von vornherein zu Wasser machten. Es ist nicht alles eingetroffen, was von übereifrigen Anhängern der Funkentelegraphie prophezeit worden ist. So wenig Edison Recht behalten hat, als er nach der Begründung des ersten Elektrizitätswerkes den Gasaktionären riet, ihre Papiere zu Makulatur zu machen, so wenig hat die drahtlose Telegraphie bis jetzt ein Kabel verdrängt — mit Ausnahme von kurzen Küstentabeln etwa.

Das größte Aufsehen hat es wohl erregt, als Marconi durch zwei kolossale Fang- und Sendestationen an der irischen und amerikanischen Küste wirklich eine Verbindung über das Weltmeer herstellte. Die Sache hat viel Geld gekostet, ist aber im Grunde auch nichts weiter, als ein hübsches Reklamemanöver, bestenfalls ein sehr interessantes und großartiges Experiment gewesen. Man sprach bereits von einem Neze solcher Riesenstationen, die die Welt überspannen sollten; indessen ist nicht daran zu denken, daß diese Brennpunkte elektrischer Wellen (elektrische Schalltürme könnte man sie nennen) auch nur eins von den großen unterseeischen Kabeln überflüssig machen werden. Anderenfalls würden nicht Deutschland, England, Frankreich, die Vereinigten Staaten unentwegt Millionen über Millionen in Gestalt von Kabeln in die Ozeane versenken. Depeschen zwischen England und Amerika sind mit Hilfe der Marconistationen allerdings gewechselt worden, aber die Energie von fünfzig oder hundert Pferdekraften, die dazu aufgewendet wird, die Bitterungsläunen und der wechselnde elektrische Zustand der Atmosphäre würden einen Dauerbetrieb auf dieser und ähnlichen Linien sehr unsicher und kostspielig machen.

Um einmal ganz gemeinverständlich zu sprechen und die anscheinend unüberwindliche Beschränkung der Funkentelegraphie zu kennzeichnen, braucht man nur auf den Unterschied zwischen elektrischer Strahlung und Strömung aufmerksam zu machen. Die elektrischen Zeichen in Wellen durch den Raum fortpflanzen, heißt nichts anderes, als eine Fernheizung durch die Ausstrahlung einer glühenden Kugel zu unterhalten. Wenn man dieselbe Wärmemenge mit Hilfe von Wasser und Dampf durch Röhren fortleitet, wird man tausend, ja zehntausendmal mehr erreichen. Genau ebenso verhält sich die Telegraphie ohne Draht zu derjenigen durch Leitungen oder Kabel. Das beeinträchtigt ihren Wert natürlich gar nicht, solange es sich um kurze Entfernungen und schwache Kräfte handelt, aber wenn es sich um 1000 Kilometer und mehr handelt, so wird diese zweifelhafte Zerstreung der Energie durch den Weltraum doch unangenehm. Die Konzentration oder Richtung der Wellen auf einen bestimmten Punkt scheint ja aussichtslos, sonst allerdings würde die Lösung dieser Aufgabe zugleich die Möglichkeit der Kraftverteilung auf große Entfernungen ohne Leitung bedeuten. „Wenn Sie einen Ofen in München durch einen Brennspiegel von Berlin aus heizen können, ist auch die Frage der Kraftübertragung ohne Draht gelöst,“ soll Prof. Braun einem neugierigen Frager erwidert haben. Das sagt wohl genug.

Da mit der Raumzerstreuung gleichzeitig die vielbelagte Indistinktion der Funkentelegraphie zusammenhängt, so ist es begreiflich, daß auch letztere ein schwer abzustellendes Uebel ist. Marconi hat u. a. auch behauptet, daß die Telegramme seiner Stationen von feinen fremden Empfängern gelesen werden können, aber mit Unrecht, denn Schiffe mit Apparaten der deutschen Systeme Slaby-Arco-Braun haben oft genug englische Marconidepeschen aufgefangen. Die deutschen Verbesserungen der Funkentelegraphie, einerseits von Slaby und Arco, andererseits von Braun ausgegangen, bezogen sich teils auf die sog. Abstimmung der elektrischen Wellen, teils auf ihre Verstärkung durch Kondensatoren und Koppelung verschiedener Leiter. Durch letzteres wurde erreicht, daß auch größere Entfernungen durch verhältnismäßig schwache Energiequellen überbrückt werden konnten, denn die einzelne Entladung wird durch die Kondensatoren und gekoppelten Sender ungeheuer verstärkt, die Empfindlichkeit des alten Fritters aber beim Aufnehmen der Depesche ist durch Prof. Brauns elektrolytischen Detektor ebenso wesentlich gesteigert worden. Die abgestimmten Sender und Empfänger dagegen sind ein Verdienst des Prof. Slaby und des Grafen Arco, und sie haben vornehmlich die Mehrfachtelegraphie von einer Station aus ermöglicht, d. h. indem die Länge der entsendeten Wellen willkürlich geändert werden kann und die Empfänger der einzelnen Ruffstellen den verschiedenen Wellen angepaßt werden, kann man von einem Punkte aus mit drei oder mehr Stationen gleichzeitig sprechen, so daß jede Stelle nur die ihr bestimmten Nachrichten erhält. Leider wird das Geheimnis gegenüber unberufenen Lauschern auch dadurch nicht gewährleistet, denn es steht nichts im Wege, durch geschickte Anpassung eines

fremden Detektors an die Wellenlänge einer Sendestation alle Depeschen der letzteren aufzufangen.

Sind dies die vornehmlichsten Mängel der Funkentelegraphie, so bleibt uns nur noch übrig, zu zeigen, was sie trotzdem schon ihrem heutigen Stande nach zu leisten vermag. Der nächstliegende und unschätzbare Vorzug der drahtlosen Telegraphie ist die Möglichkeit der Verbindung zwischen Land und Schiff. Eine halbe bis ganze Tagereise in See hinaus kann jedes mit den entsprechenden Apparaten versehene Schiff von den Küstenstationen erreicht werden und ihre Depeschen auch erwidern. In der Ost- und Nordsee beispielsweise gibt es bald nur noch wenige Stellen, wo ein Schiff sich nicht mit irgend einer Funkenstation in Verbindung setzen kann. Daß die gewaltigen Marconistationen an der irischen und amerikanischen Küste noch bedeutend weiter tragen und gewisse Dampfer fast in der Mitte des Ozeans mit ihren Wellen erreicht haben, ist durch die Zeitungen bekannt geworden. Allerdings können solche Depeschen, da sich Sendapparate von entsprechender Größe auf den Schiffen nicht unterbringen lassen, nicht erwidert werden, aber trotzdem würde die Aufrichtung einiger so mächtiger Sendestationen für jede Seemacht von größter Bedeutung sein.

Lange überseeische Verbindungen werden durch die Funkentelegraphie einstweilen kaum ersetzt werden, um so wichtiger ist sie dagegen für kurze Verbindungen, besonders in den Tropen, wo die flachliegenden Küstentabel noch mehr als in den gemäßigten und kalten Zonen leiden. Fast alle europäischen Staaten haben in ihren Kolonien solche Telegraphenlinien ohne Leitung eingerichtet, ebenso die Amerikaner auf den Philippinen und Südseeinseln.

Die Funkentelegraphie ist durchaus nicht auf maritime Verbindungen allein angewiesen. Im Gegenteil kann sie für Telegraphenlinien in Kolonien, schwachbestellten, klimatisch ungünstigen Gegenden, durch Wüsten- oder Sumpfböden u. dergl. höchst wichtige Dienste leisten. Die Sahara, das Kongobecken, Australien, Sibirien bieten Anwendungsfälle genug, um die wirtschaftliche Überlegenheit des neuen oder des alten Systems zu erproben. Man braucht dabei nicht auf Tausende von Kilometern zu telegraphieren, sondern kann die Strecken teilen und dann mit Apparaten von mäßiger Stärke durchaus sicher arbeiten. Soffentlich trägt die „Funkentelegraphie“ durch Vereinheitlichung der technischen und organisatorischen Grundlagen zur weiteren Einfachheit und Verbreitung der drahtlosen Telegraphie das ihrige bei. —

Robert W. Dahns.

Kleines feuilleton.

st. Die Sommer Sonnenwende im Mythos. Die Sommer Sonnenwende im Juni, womit der Rücklauf der Sonne beginnt, daher das betreffende Sternbild als Krebs aufgefahst und benannt wird, war bei vielen alten Völkern eine Klagefeier wegen des sterbenden Jahrgottes. Das bedeutet der bekannte Adonismythos der Griechen, wonach dieser Liebhaber der Göttin Aphrodite-Venus von einem Wildschwein (Eber) zerrißen wurde, welches Ereignis zur Zeit der Sommer Sonnenwende durch die „Adonien“ begangen ward, und zwar gewöhnlich von den Weibern mit Klagen und Trauer gesungen. Adonis hieß der Jahr- oder Sonnengott bei Ägyptern und Phöniziern. Sein griechischer Name war Thamus, wie noch jetzt der Monat der Sommer Sonnenwende im jüdischen Kalender heißt, und daß diese Feier auch bei den alten Juden eingebürgert war, ersieht man aus dem Prophetenbuch des Ezechiel (Kap. 8), wo dieser sich darüber entrüstet, daß beim Tempeltor der Mitternachtsseite Weiber saßen, die weineten über den Thamus. Damit soll auch zusammenhängen, daß der vorangehende Monat in Syrien Chastren hieß, vom semitischen chasir, Schwein, also der Schweinmonat, an dem das Sternbildtier herrscht, das den Jahrgott tötet. (Der altindische Zodiaus hat ein Sternbild des Schweins.) Das Wort chasir bedeutet ethnologisch „rückläufig“, bezeichnet also die beginnende Rückläufigkeit der Sonne. — In Thracien war Orpheus der Jahrgott. Dort wurde die Sommer Sonnenwende in der Sage vom Tod der Gattin desselben, Euridice, symbolisiert. Orpheus brachte sie durch sein Saitenspiel aus dem Schattenreich zurück, durfte sich aber nicht nach ihr umschauen. Als er es dennoch tat, verschwand sie wieder in den Orkus. — Bei den Persern heißt der Krebs dem Sonnengott Mithras die Zeugungsstelle ab. — Ein ägyptischer Mythos ließ alljährlich zur Sommer Sonnenwende den Vogel Phönix aus dem Osten nach Aegypten kommen, um sich zu verbrennen und später aus der eigenen Asche zu verjüngen. —

ie. Getreidefeindliche Schmetterlinge. Eine beachtenswerte Uebersicht über die kulturfeindlichen Insekten ist unlängst von Kallenbach gegeben worden, wobei die Schädlinge auf die Hauptgetreidearten verteilt werden. Es hat sich dabei herausgestellt, daß der Weizen, eine der ältesten Kulturpflanzen der Menschheit, die noch heute im Welthandel von allen Getreidearten weitaus die erste Stelle einnimmt, auch die meisten Feinde unter den Insekten besitzt. Nicht weniger als 53 Insektenarten werfen sich auf den Weizen, darunter 30 Schmetterlinge, 11 Fliegen, 5 Schnabelferse, 4 Käfer, 2 Geradflügler und eine Wespenart. Der Roggen hat immerhin nur 34 Schädlinge unter den Insekten aufzuweisen, nämlich je 11 Arten von Schmetterlingen und Käfern, 10 Fliegen und je eine Schnabelferse und Wespe. Dann folgt die Gerste mit 20 Feinden, darunter

6 Schmetterlingen, je 5 Käfern und Fliegen und 4 Schnabelferfen; endlich der Hafer mit nur 12, nämlich 5 Schmetterlingen, 4 Schnabelferfen, 2 Käfern und 1 Fliege. Ueber den Anteil, den die Schmetterlinge beim deren Raupen an der großen Zahl dieser Getreidefresser nehmen, bringt Julius Stephan in der Monatschrift „Natur und Offenbarung“ eine lesenswerte Zusammenstellung. Es geht schon aus den obigen Angaben hervor, daß die Schmetterlinge beim Weizen mehr als die Hälfte, bei den übrigen Hauptgetreidearten etwa ein Drittel der Insekten schädlinge ausmachen, wobei allerdings zu berücksichtigen ist, daß nur einige der zu den Eulen und Kleinschmetterlingen gehörigen Arten einen wirklich erheblichen Schaden anrichten. An die Spitze wird mit Recht die berühmte Saateule (Agrotis segetum), eigentlich Winter Saateule, die übrigens zu den Weißbürgern gehört, indem sie in allen Erdteilen außer in Australien vorkommt. Der Falter, der weder durch Größe noch durch Farbe auffällt und vom Juni bis in den August fliegt, wird häufig am Boden ruhend angetroffen. Die Raupen überwintern in der Erde oder unter Steinen und fressen zur Nachtzeit. Ihre hohe Gefährlichkeit beruht auf der Wahlllosigkeit ihres Geschmacks, indem sie sowohl Stengel und Blätter wie Wurzeln vertilgen und somit namentlich an den Saatturzeln im Frühjahr einen unberechenbaren Schaden anrichten, sich übrigens gelegentlich auch auf Rüben und Salat werfen. Diesem Insekt macht das Ausrufungszeichen, auch Kreuzwurzeule (Agrotis exclamatoris) genannt, fast den Rang streitig. Von Rechts wegen sollte sich die Raupe dieses Nachtfalters auf die Wurzel der Kreuzwurze beschränken, richtet aber oft auch unter dem Getreide, den Wiesengräsern und jungen Kuchengewächsen beträchtliche Verherungen an. Die dritte im Wunde ist die Weizen eule (Agrotis tritici), die außer dem Getreide auch den Wiesen gräsern mitunter schädlich wird. In den Wiesen hat die Graseule gerade in Mitteleuropa gelegentlich schon ein wahres Verhängnis heraufbeschworen, zumal sie in gewaltigen Heeren nach anderer Weidegründen auswandert, nachdem sie ein Feld vernichtet hat. Wo die Graseule in erheblichen Mengen auftritt, sollten die ihnen zu Leibe gehenden Vögel, unter ihnen auch die Krähen, besonders geschützt, auch Hühner und Enten auf die Felder getrieben werden; ferner ist die Quackeneule schlimmer als ihr Name besagt, indem sie sich nicht nur an Wiesengräser, sondern auch an Roggen und Weizen macht, sich in den Aehrenpelzen versteckt, so in die Scheunen tragen läßt und dort ihren Körnerfraß erst recht beginnt. Von Schmetterlingen sind ferner die Hundsrüppeneule und die Lohweule zu nennen, die aber ebenso wie der Trauerpinner nur seltenere Verwüstungen anrichten. Weit schlimmer ist der Weiße Kornwurm, die Raupe der Kornmotte, die mit ausgepannten Flügeln wenig mehr als ein Zentimeter mißt. Der Name Weißer Kornwurm dient zum Unterschied von dem Schwarzen Kornwurm, der aber die Larve eines Käfers ist. —

— „Das Burgunderblut des Murtensees.“ Aus Bern wird der „Böf. J.“ geschrieben: Die merkwürdige Eigentümlichkeit eines schweizer Sees, das sogenannte „Burgunderblut des Murtensees“, kam in der jüngsten Sitzung der Bernischen Naturforschenden Gesellschaft zur Sprache. Von altersher zeigt nämlich der Murtensee von Zeit zu Zeit, aber in ganz unbestimmbaren Zwischenräumen, die eigentümliche Erscheinung, daß das Wasser in einer gewissen Tiefe eine ausgesprochen rosenrote Färbung annimmt. Im Volksmunde nennt man das, in Erinnerung an die Niederlage Karls des Kühnen 1476, wo bei Murten ein beträchtlicher Teil des burgundischen Heeres in den See gesprengt worden war, das „Burgunderblut“ des Sees; auch galt das Phänomen früher vielfach als Vorbote von Unglück, Krieg und Pestilenz. Wie nun der Berner Professor Ed. Fischer in der Naturforschenden Gesellschaft erklärte, sind die Botaniker schon längst darüber einig, daß die Ursache der Rotfärbung in dem massenhaften Auftreten einer roten Alge, der Oscillatoria rubescens zu machen ist. Das „Burgunderblut“ ist also nichts anderes als eine Art Stillperiode dieser Algenart, und der auch vielfach verbreitete Volksausdruck: „der See blüht“, sei also vollkommen am Platze. In neuerer Zeit sei jene Algenart in den meisten schweizer Seen sowie auch in Schottland nachgewiesen worden, aber nirgends habe sie sich so stark bemerkbar gemacht wie in dem fast 10 Kilometer langen Murtensee. —

— Die Färbung von Edelsteinen durch Radium. Färbungen anorganischer Substanzen durch Kathoden- und Radiumstrahlen sind seit längerer Zeit wiederholt beobachtet worden. Glas färbt sich durch Bestrahlung mit Radium braun oder violett, Chloratrium färbt sich graubraun, Chlorkalium bräunlich bzw. gelb und Bromkalium blau. Danach lag es nahe, die natürlichen, durchsichtigen Mineralien, welche zu Schmucksteinen Verwendung finden, einer Bestrahlung auszuweihen, wie es bereits Crookes mit dem Diamanten versucht hatte. Wie die unternehm dies, indem er eine größere Zahl Edelsteine bekannter Herkunft der Reihe nach zwischen zwei Bösch legte, die ein stark radioactives Bariumpräparat bzw. Radiumbromid enthielten.

Bei den Versuchen stellte sich heraus, daß eine unerwartet große Zahl von Edelsteinen durch kürzere oder längere Bestrahlung ihre Farbe ändern, besonders die hellgefärbten, während stark gefärbte Mineralien geringe oder gar keine Beeinflussung zeigten. Diese ließe sich vielleicht praktisch verwerten, um auf die Natur der Färbungen solcher heller Mineralien einen Schluß zu ziehen, bei denen sich ein färbendes Prinzip chemisch nicht nachweisen läßt.

Ein farblosler Diamant von Borneo zeigte nach vierzehn-

tägiger Bestrahlung leuchtendes Zitronengelb und konnte durch starkes Erhitzen nicht wieder völlig entfärbt werden. Farbloser Diamant aus Brasilien zeigte selbst nach vier Wochen langer Bestrahlung keinerlei Veränderung.

Während hellblaue oder farblose Saphire aus Ceylon schon nach zwei Stunden eine deutliche Farbenänderung aus Grün in helles Gelb und schließlich in tiefes Goldgelb erfahren, bleiben dunkle Saphire aus Siam, Australien, Kaschmir, Colorado unverändert; ebenso konnte an Rubinen aus Birma und Siam nie Farbenänderungen wahrgenommen werden.

Dunkelgrüner Smaragd aus Columbia wird nach einigen Tagen der Bestrahlung heller und erreicht schließlich eine sehr hellgrüne Farbe, die durch Erwärmen auf 250 Grad nicht mehr rückgängig gemacht werden kann. Hellgelber Beryll aus Rußland und ein hellblauer Stein aus Brasilien zeigen keine Veränderung.

Farbloser Topas aus Brasilien färbt sich nach mehrstündiger Bestrahlung hellgelb. Durch Erhitzen auf 150 Grad entsteht eine prachtvolle Lumineszenz. Der Stein leuchtet zuerst grau, dann in schnellem Wechsel violett, rubinrot, orange gelb und graublau. Rosa Topas aus Murfinka (Rußland) und gelber Topas vom Schneckenstein in Sachsen färben sich nach kurzer Zeit orange gelb, zeigen aber keine Lumineszenz; blauer Topas aus Brasilien bleibt unverändert.

Chrysoberyll in verschiedenen Varietäten aus Ceylon und Rußland wird nicht beeinflusst.

Turmalin läßt am deutlichsten die Tatsache beobachten, daß dunkle Sorten, seien sie grüne oder dunkelrote aus Brasilien, gelbgrüne aus Murfinka und tiefgrüne aus Amerika, keinerlei Farbenänderung ergeben, während farblose Exemplare schön grüne oder rote Färbung annehmen.

Alle Quarzvarietäten scheinen eine langsame Farbenänderung zu erfahren, die aber immer sehr undeutlich und schwach bleibt. — („Umschau.“)

Theater.

c. Was der Betrieb eines Theaters kostet. In London gibt es gegenwärtig 58 Theater, von denen 28 im Westen der Stadt liegen. Die kostspieligsten sind diese letzteren; ihr Betrieb erfordert einen jährlichen Aufwand von etwa 20 Millionen Mark. Obwohl also die Unterhaltung eines großen Theaters erhebliche Kapitalien erfordert und daher als eine sehr gewagte Sache erscheinen könnte, tauchen doch immer wieder neue Pläne zu großen Theatergründungen auf, und wenn auch nicht alle über das Stadium des Entwurfes hinauskommen, so werden doch in jedem Jahre in der englischen Hauptstadt neue Theater eröffnet. Eine englische Zeitschrift beleuchtet nun die Gründe, die es anscheinend so leicht machen, für Theaterbauten die nötige finanzielle Unterstützung zu finden. Die Gründung eines neuen Theaters ist danach ein sehr einträgliches Geschäft, bei dem in der Regel alle Beteiligten viel Geld verdienen — ausgenommen der, der zum Schluß wirklich die Leitung des Theaters übernimmt. Gewöhnlich geht es bei der Entstehung eines neuen Theaters in London so zu: Ein Spekulant findet in einer belebten Straße ein Terrain, das ihm für einen Theaterbau passend erscheint. Er pachtet es von dem Grundeigentümer und verpachtet es schleunigst, natürlich mit gutem Nutzen an einen zweiten Spekulanten, der es seinerseits aber auch nicht lange behält, sondern seine Rechte einem Baumeister überträgt. Dieser unternimmt nun den Theaterbau; das fertige Gebäude wird aber an ein Syndikat vermietet, das es wiederum einem unternehmenden Manne überläßt, der endlich auf dem Programm als „alleiniger Pächter und Direktor“ erscheint. Diese Uebertragungen gehen natürlich nicht ohne bedeutende Verdienste für jeden der Beteiligten vor sich und die Folge eines solchen Systems muß sein, daß der verantwortliche Leiter des neuen Unternehmens eine außerordentlich hohe Pacht zu zahlen hat. Unter den Bestendtheatern gibt es mehr als eins, dessen Wochenrechnung für diesen Posten 5000 M. beträgt. Im Durchschnitt beläuft sich die Pacht für ein großes Londoner Theater auf wenigstens 200 000 M. pro Jahr, und sie ist relativ noch höher, wenn der Vertrag nur für einen kürzeren Zeitraum geschlossen wird. Bisweilen wird aber auch das Nebereinkommen getroffen, daß der Pächter das Theater gegen einen recht ansehnlichen Anteil der wöchentlichen Bruttoeinnahme erhält. Bei Vorstadt- oder Provinztheatern muß häufig auch der Leiter des Theaters die ersten 10 000 Mark der Einnahme abgeben, während er selbst sich mit dem Rest begnügen muß, wenn einer bleibt. Aber die Pacht ist nur die erste Ausgabe, die der Betrieb eines Theaters erfordert. Es folgen die Lantien für die Autoren, die 5—20 Prozent der Bruttoeinnahme von jeder Vorstellung betragen. So kommt es, daß mancher englische Theaterdirektor plötzlich sein Herz für Shakespeare und andere Dramatiker, die längst gestorben sind, entdeckt. Nicht so zu umgehen sind die Ausgaben für die Schauspielertruppe. Dieser Posten ist naturgemäß sehr schwankend, je nach der Zahl und der Art der Mitglieder. Den Löwenanteil erhalten jedoch die „Stars“, die, wenn sie nur einigermaßen anerkannt sind, wenigstens ein wöchentliches Gehalt von 1000 M. verlangen. Zu ihrem Gehalt haben die Schauspieler und Schauspielerinnen noch für jede Matinee einen Anspruch auf eine besondere Gage, die gewöhnlich ein Siebentel ihres Wochengehaltes beträgt. Eine erhebliche Belastung stellen weiter die Ausgaben für das Orchester und den Dirigenten dar. Selbst bei einem Stück, in dem keine Musik vorkommt,

betragen sie etwa 1000 M. wöchentlich; in einem Theater wie dem „Gaiety“, in dem die Musiker den ganzen Abend über beschäftigt sind, steigen sie dagegen auf 2400 M. Dann kommt eine große Reihe von kleineren Posten, die in ihrer Gesamtheit doch respectable Summen ergeben, die Aufwendungen für den Theaterschneider, den Rückenmacher, den Kulissenmaler, den Zimmermann und den Elektriker. Handelt es sich nicht um ein modernes Stück, sondern um eins, das historische Kostüme erfordert, so liefert die Theaterleitung außer Schuhen, Strümpfen und Handschuhen auch alle Kleidungsstücke. Kleider und Perücken kosten wöchentlich von 800 M. bis zu außerordentlichen Summen, die in den großen Ausstattungstheatern aufgewendet werden müssen. Die Kulissen erfordern eine einmalige große Ausgabe, die, wenigstens bei gutgehenden Stücken, lange Zeit vorhält, während die Rechnungen für elektrisches Licht und Gas einen stets wiederkehrenden hohen Posten von durchschnittlich 1600 M. im Monat darstellt. Der geschäftliche Leiter erhält ein Gehalt von etwa 200 bis 300 M. wöchentlich; auch das kleine Heer von Villettabnehmern und Kontrolleuren, Garderobieren, Türschließern und Schenkerfrauen will bezahlt sein, und schließlich kann die Kellame bis zu 100 M. täglich kosten. —

Medizinisches.

hr. Das „blaue“ Auge. Das „blaue“ Auge ist eine außerordentlich häufige Verletzung, es kommt durch einen Schlag oder Stoß auf das Auge zu stande und besteht in einem Bluterguß in die Lidhaut oder Bindehaut. Der Farbstoff des ausgetretenen Blutes verändert sich alsdenn und dadurch kommt die eigentümliche Färbung des Auges zustande, es wird zuerst blau, dann grün und gelb und zuletzt wird das ausgetretene Blut aufgesaugt. Die Verletzung ist bei Kindern sehr häufig und verläuft leider, worauf Dr. Pfalz in Düsseldorf aufmerksam macht, nicht immer so glatt. Denn es können sich anderweitige Schädigungen dazu gesellen, die zuerst übersehen werden. Solche sind innere Verletzungen, Blutungen, Netzhautablösungen, Linsenverschiebungen, sogar Knochenbrüche. Auch ein leichter Stoß aufs Auge kann die Sehkraft beeinträchtigen, wie die Erfahrungen der Berufsge nossenschaften lehren. Eine eingehende Untersuchung durch den Augenarzt sollte auch bei einem harmlos scheinenden blauen Auge nicht unterlassen werden. Ist der Schmerz nach dem Stoße sehr heftig, so wirkt Eis, in den ersten 12—24 Stunden aufgelegt, recht schmerz lindernd. —

Humoristisches.

— Des Mädchens Klage. „Wie gefällt Ihnen denn der neue Assessor, meine Gnädige?“
„Gräßlicher Mensch, er weiß so unanständige Lieder!“
„Wie? Wagt er, sie vor Ihnen zu singen?“
„Rein, aber er pfeift sie!“ —
— Geographie und Liebe. „Mein Fräulein, gestatten Sie eine Frage: Haben Sie schon einmal die Liebe kennen gelernt?“
„Aber gewiß doch; schon in meiner allerfrühesten Kindheit.“
„Nicht möglich!“
„Warum denn nicht möglich? Ich bin doch bei Marienwerder zu Hause.“
„Sie haben mich offenbar mißverstanden. Ich fragte Sie, ob Sie die Liebe kennen gelernt haben.“
„Ja doch, ja! wissen Sie denn überhaupt, was die Liebe ist?“
„Natürlich, mein Fräulein, die Liebe ist jenes unbestimmte Etwas . . .“
„Ach Unsinn! die ‚Liebe‘ ist ein Nebenfluß der Weichsel, und Marienwerder liegt dicht dabei.“ — („Lustige Blätter.“)

Notizen.

— Regent des Schauspielhauses in der abgelaufenen Spielzeit war Oskar Blumenthal. Sein Stück: „Der Schwur der Treue“ wurde 71 mal gegeben. —
— Das Lustspielhaus hat eine vieraktige Komödie von Obe Kade: „Die Rationalgabel“ erworben. —
t. Ein musikalischer Riesenkatalog, der für die Musikgeschichte einen ungewöhnlichen Wert besitzen wird, sieht der Veröffentlichung entgegen. Der Inhalt wird den gesamten Schatz an musikalischen Manuskripten umfassen, der im Britischen Museum zu London aufgespeichert ist. Das Werk wird in drei Bänden herausgegeben werden, von denen der erste, der ausschließlich der kirchlichen Vokalmusik gewidmet ist, eben seine Vollendung erfahren hat. Der zweite Band, dessen Fertigstellung vermutlich innerhalb eines weiteren Jahres beendet sein wird, ist zur Aufnahme der weltlichen Vokalmusik bestimmt. Der dritte Band wird sich dann auf die Instrumentalmusik und auf Abhandlungen über Musik beziehen, außerdem auch eine genaue Liste von musikalischen Instrumenten enthalten, so weit sie in Manuskripten des Museums beschrieben sind. —
— In Rußla wird am 1. Juli ein Dorfmuseum eröffnet. —
— Eine neue Sternwarte, verbunden mit einem Nautischen Museum, soll in New York mit einem Kostenaufwand von 2 Millionen Mark eingerichtet werden. Die Stadt läßt sämtliche Gebäude auf ihre Kosten auführen. —